

# Sprich und stirb

## Ein Unbehagen an heutigen Buchtiteln

**Wenn Bücher – solche Bücher, die keine literarischen Werke im engeren Sinne sind – Titel tragen wie *Und ich brauch doch so schrecklich Freude* oder *»Ich aber sage Ihnen ...«* oder *Es war die Kühnheit meiner Gedanken* oder *»Wo bin ich denn behaust?«*, dann mag sich mancher fragen, ob er sie wirklich wie Bücher aufschlagen und in ihnen lesen kann. Ihr Buchsein nämlich ist zutiefst unsicher geworden.**

### Warum?

Jedes Buch hat diese Aufschrift, unter der es bekannt ist und die sich von dem, was in ihm geschrieben steht, deutlich abhebt: seinen Titel. Dass man das Wort »Titel« oft metonymisch für das ganze Buch gebraucht (»Diesen Titel müsste ich Ihnen beim Grossisten bestellen«), belegt, wie stark der Titel mit dem Buch gleichgesetzt wird. Nicht nur deutet er auf das Buch – er bedeutet es. Es gibt ihn im Grunde nur, weil es mehr als ein Buch gibt. Aus solcher Notwendigkeit heraus fungiert er überall als der unterscheidende Eigenname ›seines‹ Buches. Er kann ja überdies auch in grammatischer Hinsicht ganz wie ein Name behandelt werden. Mag der Titel auch im technischen Kernbereich des Umgangs durch die vollends eindeutige ISBN ersetzt sein – er bezeichnet und identifiziert das Buch in der Welt, und er hat darin, wie Gérard Genette feststellt, seine wichtigste und obendrein einzige obligatorische Funktion<sup>1</sup>.

Dass sich der Titel vom Text des Buches abhebt, wird nicht zuletzt dadurch erreicht, dass er diesem Textkorpus voransteht. Wer ein Buch bibliographiert oder katalogisiert, findet den dafür maßgeblichen Titel vor dem Text stehend auf der Seite des sogenannten Haupttitels. In letzterem Begriff klingt an, was der Titel eines Buches eigentlich ist. Was wie ein solcher an hervorragender, an erster Stelle steht, ja, wie ein Vorsteher der Erste einer Körperschaft ist, das ist ein Haupt.<sup>2</sup> Der Titel ist das Haupt des Buches: über dessen Textkörper stehend, sich auf diesem erhebend und ihn in der Welt vertretend.

Zwar sind Bücher Produkte von Autoren, doch haben sie sich ebendadurch, dass sie Bücher wurden, von ihren Hervorbringern abgelöst. Der Titel ist auch Ausdruck dieser Selbständigkeit, denn er – und nicht der Autorname – steht für das Buch. Als Haupt des Buches hat der Titel den Autor insoweit verdrängt. Die Unabhängigkeit des Gegenstandes Buch von der Person Autor manifestiert sich gerade im Haupt-Sein des Titels.

Zu einem Haupt können charakteristische Haltungen und Bewegungen gehören; so kann es erhoben getragen oder gesenkt

werden. Das Erstere drückt u.a. den Willen aus, sich zu behaupten<sup>3</sup>. Dies Sich-Behaupten hat in der Konkurrenz um Aufmerksamkeit jeder Buchtitel zu leisten. Er ist in diesem Wettbewerb quasi die Marke, unter der das Buch ins Spiel gebracht und möglichst dort gehalten wird. Zu gewinnen ist die Aufmerksamkeit des Publikums; worunter nicht nur die (potenziellen) Leser zu verstehen sind, sondern auch diejenigen, die, ganz ohne Lektüre des Buches, dessen Titel gesprächsweise oder sonstwie verbreiten.<sup>4</sup> Beide Gruppen sorgen damit für die Zirkulation dieser Spielmarke in den Kommunikationen und Medien, in den Katalogen und Bibliographien. So rangiert, vor allen anderen Mitteln, mit denen ein Buch sich in diesem Spiel behaupten mag, der Titel: Als das Haupt des Buches ist er der Ort von dessen Sich-Behaupten.

Dieses Sich-Behaupten geschieht als stummes: indem das Titel-Haupt sich einfach nur vorweist. Die Stummheit liegt in der Beziehung begründet, die zwischen dem Titel und dem Inhalt des Buches besteht. Als das Haupt desselben steht der Titel nämlich für dessen Denken und Wissen – ganz so, wie man, von einem Haupt sprechend, weit mehr meinen kann (ebenfalls auf dem Wege der Metonymie): nämlich »die ganze person, so wenn denken und wissen derselben betont werden soll«<sup>5</sup>. Denken und Wissen aber sind von sich aus stumm: das Denken »ein schweigendes reden«<sup>6</sup>, das Wissen ein »persönlicher geistiger besitz«<sup>7</sup>. Für seine Aufgabe, dieses Denken und Wissen zu fixieren, nutzt das Buch zudem ein Medium, das insoweit stumm ist, als es auch ohne Umsetzung in hörbare Rede funktioniert: die Schrift.

Diese Stummheit charakterisiert somit auch den Buchtitel: Als Haupt des Textes – des verschrifteten Denkens und Wissens – weist er sich schlicht vor und bleibt dabei stumm. Sich in dieser Weise lediglich zu zeigen hat in der neuzeitlichen Geschichte des Buches dazu ausgereicht, dass Titel, dass Bücher sich behaupten.

\*\*\*

Nun sind seit einigen Jahren in stetig wachsender, in die Tausende gehender Zahl über nichtfiktionalen Werken Buchtitel wie die anfangs aufgeführten zu lesen<sup>8</sup>: solche, die in forcierter Weise *zu sprechen* versuchen. Dass sie dies tun, ist bei vielen bereits an minimalen Verschleifungen der Sprache zu erkennen, wie sie für mündliche Sprachverwendung typisch sind. Etwa an fortgelassenen Lauten: *Ich fang mich selbst ein* (statt schriftsprachlich: fange), *Das hab ich von dir* oder *Dann hau ich eben ab*. Unzweifelhaft wird hier gesprochen – oder doch eine der mündlichen Äußerung eng verwandte persönliche Mitteilung gemacht. Die weggeschliffenen Laute sind allerdings nur ein Indiz am Rande. Ein stärkeres, ja, das stärkste ist das Personalpronomen in der ersten Person Singular: das »ich«, mit dem sich da ein Sprecher selbst bezeichnet. Er tut dies ganz offensichtlich innerhalb einer Situation, die außer ihm noch vieles Weitere enthält, das dem Leser der Buchtitel ebenfalls unbekannt ist: Zuhörer (die ihrerseits potentielle Sprecher sein können), eine soziale oder dingliche Umwelt (auf die sich das Gesprochene beziehen kann) usw. usf.

*Wo bin ich denn behaust?  
Ich fang mich selbst ein  
Wo ist denn meine Brille?  
Ich bin dann mal weg  
Er konnte ja sehr drollig sein  
Träume recht süß von mir  
Jetzt, wo du mich verläßt, liebe ich dich mehr denn je  
Warum ich fühle, was du fühlst  
Ich habe den englischen König bedient  
Ja, unsere Kreise berühren sich  
Was das nun wieder soll?*

Diese Unbekannten bewirken, dass ein Buchtitel, der zu sprechen versucht, stets Fragen aufwirft: Fragen, die in eine Situation des Sprechens verweisen, sei dies auch zuweilen nur ein Quasi-Sprechen der privaten Mitteilung wie dasjenige des Briefverfassers mit dem Adressaten oder des Tagebuchschrifters mit künftigen Lesern (darunter auch sich selbst). Wer äußert *Ich bin da anderer Meinung...*, wer *Wo ist denn meine Brille?*, wer *Ich bin dann mal weg?* Über wen wird gesagt *Er konnte ja sehr drollig sein*, über was *Nehmt es weg von mir?* Worauf bezieht sich *Das klingt so schön hässlich*, worauf *Aber wir schaffen es, verlaß Dich drauf?* Wem wird gesagt »*Träume recht süß von mir*«, wem *Ein Teil Heimat seid Ihr für mich*, wem *Jetzt, wo Du mich verläßt, liebe ich Dich mehr denn je?* Wo ist der Ort, von dem es heißt *Hier beginnt die Zukunft, hier steigen wir aus*, wo der, von dem *Nur weg möchte ich von hier?*

Die typische Abhängigkeit alles Gesprochenen vom situativen Zusammenhang, in dem es zu vernehmen ist, stellt derartige Titel unter großen Verständnisvorbehalt. Auch der Hinweis, den die Untertitel hier und da geben – beispielsweise der zum letztzi-

tierten Haupttitel: *Briefe und Schriften aus dem Exil* –, kann diesen Vorbehalt nicht beseitigen. Ohne Kenntnis des Kontextes lässt sich nur wenig davon erkennen – aber viel darüber vermuten –, was so ein Titel bedeuten könnte. Wie jedoch vieles irgendwie Interessante und zugleich nicht recht Verständliche erregen sprechen wollende Titel somit Aufmerksamkeit und Neugier. Diese von Buchtiteln zumeist gewünschte Wirkung erzielen sie also weitaus einfacher als sich nur stumm vorweisende Titel; bei diesen ist die Originalitätsanstrengung oft überdeutlich: *Durch den Rücken in die Herzkammer*, *Rebell im Cola-Hinterland*, *12 Perlen und eine Perlmutter* usw.

Über die Situationsabhängigkeit hinaus ist es die Besonderheit jeder mündlichen Äußerung, *singulär* zu sein. Damit sei gemeint, dass eine solche Äußerung stets als eine ganze und nicht mehr veränderbare den Mund eines einzigen Sprechers verläßt – korrigierbar nur im Nachhinein, durch weitere solche (dann für sich genommen wieder unveränderliche) Äußerungen. Dass sie zu einer Zeit aus einem Mund gekommen, so viel wenigstens ist von der gehörten mündlichen Äußerung sicher. Anders beim gelesenen Geschriebenen, das in seiner Entstehung keine solche Sicherheit kennt, denn hier besteht immer die Möglichkeit, dass es ein Zusammengesetztes, schon vielfach Korrigiertes ist: von verschiedenen Urhebern und/oder zu verschiedenen Zeiten verfasst.

Ganzheit und Unvermitteltheit des mündlich Geäußerten sind dabei unabhängig davon gegeben, was das Geäußerte bedeuten mag oder ob es überhaupt bedeutet. Auch unartikulierte Laute hätten solche Ganzheit und Unvermitteltheit – ließen sich allerdings schwerlich verschriften. Dass die gesprochene Sprache in Buchtitel nur gelangen kann, wenn sie zuvor Schrift geworden ist, ist im Übrigen ein zu vernachlässigender Umstand. Der Charakter des Gesprochen-Seins oder der persönlichen Mitteilung bleibt auch bei Verschriftung erhalten. Da die hier festgestellte Ganzheit der Äußerung nicht die Bedeutung des Geäußerten betrifft, sollte sie nicht mit dem von Derrida aufgewiesenen abendländischen Phantasma verwechselt werden: der Untrennbarkeit von Zeichen und Bedeutung im Augenblick des Sprechens<sup>9</sup>.

Alles Gesprochene hat also diesen Status der sofort und ohne Vermittlung vollendeten Tatsache, der es vom Geschriebenen deutlich trennt. Dieses bleibt seinerseits durch sein möglicherweise prozesshaftes Werden für Zwischenstationen und Aufschübe geöffnet. Wo das Schreiben so immer von Vorläufigkeit und Unfertigkeit bedroht ist, triumphiert das Sprechen als *Fait accompli*. Wo das Geschriebene eine Vielheit von Herkunftsn haben kann, bleibt dem Gesprochenen die Einheit und Einzigkeit seiner Herkunft sicher.

Und so scheint in den als Buchtiteln stehenden Äußerungen diese unhintergehbare Ganzheit einzelner Sprechakte auf: Als wären »*Ich bin nicht der erste Fremde hier*« oder »*Was das nun wieder*

soll?« einmal gesagt worden, als hätten »*Sie haben es doch gut gemeint*« oder *Ich hab dich so gesucht ...* zu bestimmter Zeit und an bestimmtem Ort ihren hervorbringenden Sprecher gehabt.

Was Buchtitel aus gesprochener Sprache sein will, nimmt diese zweifach begründete Singularität alles Gesprochenen in Anspruch: dass jede mündliche Äußerung erstens in einem ganz bestimmten Situationskontext verankert ist, der sie sozusagen *einzig* macht, und dass sie zweitens auch *einzig* darin und dadurch ist, dass sie in unmittelbar-unvermittelter Ganzheit aus einer je einmaligen ›Quelle‹ in die Welt kommt. Das versuchte Sprechen von Buchtiteln will solche Singularität geltend machen, um nicht konkurrieren zu müssen. Schließlich gibt es Buchtitel vor allem, weil es mehr als ein Buch gibt und die Bücher in ihrer Vielzahl untereinander im Wettbewerb stehen; weswegen sie sich mit ihren Häuptern, den Titeln, zu behaupten haben. Was aber singular ist, hat kein Vergleichbares neben sich, hat keine Konkurrenz – sonst wäre es nicht singular.

Der Titel, das Haupt des Buches, ist in emphatischer Weise Schrift: Er weist sich einfach vor, ohne des Sprechens zu bedürfen. Dieses Sich-Vorweisen ist der Modus, in dem er sich als einer unter den unzähligen anderen Titeln behauptet. So tun es *Reiz und Rührung*, *Augen kann man nicht kaufen*, *Die Filme meines Lebens*, *Das Cover von Sgt. Pepper* oder *Briefe 1937–1959*. Die Pluralität der Titel ist das Konkurrenzfeld, in das jeder einzelne gestellt ist. Wenn manche von ihnen zu sprechen versuchen, unternehmen sie den Versuch, durch Suggestion eines Singular-Seins nicht in dieses Feld einzutreten. Singularität des Sprechakts ist der Fetisch von Titeln wie »*Hier können wir ja nicht mehr leben*«, »*Du wirst das später verstehen ...*« oder *Warum ich fühle, was Du fühlst*. Er soll sie schützen vorm Untergang in den Titelmassen des Marktes.

Indem sie sich aber solchermaßen aus der Vielheit der Bücher zu entfernen suchen, setzen Titel wie *Wenn einer von uns stirbt*, »*Ich werde gewiß große Energie zeigen*.« oder *Das können wir klären* ihr Titelsein – ja letztendlich ihr Buchsein – aufs Spiel. Denn schließlich wurzelt solches Sein in der Tatsache der Massenhaftigkeit der Bücher. Sprechen wollende Titel leugnen diese Tatsache und sind Titel deswegen allenfalls als zerstörte.

\* \* \*

Es bestehen gewichtige Ausnahmen: ›Sprechen‹ die Titel fiktionaler, im strikteren Sinne literarischer Texte, dann tun sie das vorrangig in einer ganz eigenen Bedeutungssphäre – nämlich der des Textes, über dem sie stehen. Gesprochene Titel wie *Ich habe den englischen König bedient* (über dem Roman von Bohumil Hrabal) oder *Gott segne Sie, Mr. Rosewater* (über dem von Kurt Vonnegut) haben stets eine Funktion im Rahmen der künstlerischen Gesamtkomposition des einzelnen Werks. Der Bezug solcher Titel auf das Buchsein des Buches bleibt zwar immer möglich, ist aber gegenüber ihrem Bezug zum jeweiligen ästhetischen Werkganzen deutlich sekundär.

Mit Vorliebe werden wie mündlich gemacht anmutende Ich-Äußerungen der Autoren als Titel über Texte oder Textkonvolute gesetzt, aus denen diese Äußerungen selbst stammen. So gibt jenes *Und ich brauch doch so schrecklich Freude* den Titel für Tagebücher von Anna Seghers ab; *Ja, unsere Kreise berühren sich* steht über der Korrespondenz von Christa Wolf und Charlotte Wolff, »*So müßte ich ein Engel und kein Autor sein*« über einem Adorno-Briefwechsel; unter *Der Wahrheit Stimme will ich sein* werden Texte von Reinhold Schneider versammelt. Derartige Titel in der Form einer starken persönlichen Aussage des Autors machen das Buchsein des Buches zweifelhaft, nehmen sie doch dessen notwendige Ablösung von seinem Autor wieder zurück. Wo an der Stelle des Titels der Autor spricht, kann jener sich nicht stumm als Haupt vorzeigen.

Es ist offensichtlich, dass viele der sprechen wollenden Titel an anderer Stelle eines Buches den ihnen zukommenden Platz hätten: als vor dem Text platzierte Mottos, genauer: als dem Autor des Buches zuzuschreibende Mottos, d.h. Selbstzitate<sup>10</sup>.



Zumindest entsprechen Titel wie der erwähnte »*So müßte ich ein Engel und kein Autor sein*« aufgrund ihrer Zitathaftigkeit Mottos weit mehr als Titeln. Was sie mit Mottos überdies gemein haben, ist die oftmals nur marginale Verknüpfung mit dem Buchinhalt. Sie provozieren deswegen – so wie viele Mottos es in produktiver Weise tun – zahlreiche Fragen; sie sind darin, wie aufgewiesen, Reflex der für den Rezipienten großen Unbestimmtheit der Sprechsituationen, denen sie zugehören.

An solchen inhaltlich weit vom Buch entfernten Titeln – man könnte sie auch verrutschte Mottos nennen – fände die klassische bibliothekarische Katalogisierung nichts von dem, was sie zu brauchen meinte. Die sogenannten *Preußischen Instruktionen* beispielsweise wollten im Titel eines Buches etwas ausfindig machen, das, wenn die Verfasserangabe fehlt, an deren statt das Werk im Katalog zu vertreten vermag. Dies »Substantivum regens« wäre ein Wort des Titels, das »den Inhalt einer Schrift [...] ausdrücken« kann.<sup>11</sup> Gegen die sprechen wollenden Titel gehalten, läßt diese Forderung der Katalognorm die Inhaltsleere solcher

Titel drastisch hervortreten. Wo wäre in Titeln wie »*Ich aber sage Ihnen ...*«, »*Was das nun wieder soll?*« oder »*Wo ist denn meine Brille?*« ein Kristallisationspunkt für den Buchinhalt?

Aber auch ohne – wie mit diesem Befund inhaltlicher Leere – die Dimension der sprachlichen Bedeutung zu bemühen, kann man, wie oben gezeigt, durch den Aufweis der formalen Tatsache, dass viele heutige Buchtitel ein Sprechen versuchen, die prekäre Lage des gegenwärtigen Buchseins beleuchten.

Es gibt eine gesellschaftliche Vorherrschaft des Sprechens, fortwährend aufrechterhalten von dem milliardenstimmigen Redestrom, der ununterbrochen die Telekommunikations- und

Medienkanäle pulsieren lässt. Diese Vorherrschaft erzeugt u.a. einen Schein von authentischer persönlicher Nähe. Jemanden sprechen hörend, vermeint man, nah an einer Person zu sein. Wenn Buchtitel zu sprechen versuchen, wollen sie sozusagen in Hörweite des Rezipienten kommen. Sie sind darauf aus, die Vorteile eines solchen vermeintlichen Einander-nahe-Seins zu nutzen: zwischenmenschliche Zugänglichkeit und damit größere Überzeugungskraft.

So hat ebendiese Vorherrschaft des Sprechens vielfach auf die Buchtitel übergreifen und das Unsicherwerden des Buchseins bewirkt. Indem sie auch das zum Sprechen zwingen möchte, was seinem Wesen nach stumm ist, zerstört sie es.

RAINER LANDVOGT: Jg. 1955, studierte Germanistik, Sozialwissenschaften und Erziehungswissenschaften in Essen und promovierte dort 1989 im Fach Neuere deutsche Literatur mit einer Studie zur Textualität und Intertextualität in Klaus Hoffers Roman *Bei den Bieresch (Schrift als Schicksal)*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1990). Er ist seit 1990 in Frankfurt am Main als Lektor und Übersetzer (Englisch) im Bereich Unternehmens- und Finanzkommunikation tätig und wohnt in Hanau. Von Zeit zu Zeit publiziert er Essays, so zuletzt »Vom übermittelten Gruß« (in: Scheidewege, 36. Bd. 2006/2007) und »Was heißt Beisich-Denken?« (in: Scheidewege, 35. Bd. 2005/2006).

---

<sup>1</sup> Vgl. Gérard Genette: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2001. S. 81 f., 93.

<sup>2</sup> Vgl. Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1991. Bd. 10, Sp. 596–606 (Art. „HAUPT“).

<sup>3</sup> Behaupten ist womöglich herzuleiten aus dem »bemeistern, bewältigen« eines Pferdes: »es am haupt fassen, ihm den zaum um den hals werfen, es bezwingen« (Deutsches Wörterbuch, a.a.O., Bd. 1, Sp. 1330).

<sup>4</sup> Vgl. Genette, a.a.O., S. 76 f.

<sup>5</sup> Deutsches Wörterbuch, a.a.O., Bd. 10, Sp. 602.

<sup>6</sup> Ebd., Bd. 2, Sp. 927.

<sup>7</sup> Ebd., Bd. 30, Sp. 746.

<sup>8</sup> Sämtliche Titel werden zitiert nach den Datensätzen der Deutschen Nationalbibliografie, online unter <http://dnb.ddb.de>.

<sup>9</sup> Vgl. Jacques Derrida: Die Stimme und das Phänomen. Ein Essay über das Problem des Zeichens in der Philosophie Husserls. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1979.

<sup>10</sup> Vgl. Genette, a.a.O., S. 148 f.

<sup>11</sup> Instruktionen für die alphabetischen Kataloge der preußischen Bibliotheken vom 10. Mai 1899, zit. n. Uwe Jochum: Die Idole der Bibliothekare. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1995. S. 50.